

Monte S. Gertrudis

Mitteilungsblatt



Herausgeber: Interessengemeinschaft Gertrudenberger Loch e.V., Registerblatt VR 202385, Steuernr.: 66/270/07723
 V. i. S. d. P. und Schriftleitung: Horst Grebing (1. Vorsitzender) · Schloerstraße 14 · 33790 Halle/Westf. ·
 Tel.: 0172/7642533 · E-Mail: info@ig-gertrudenberger-loch.de
 Lektorat: Bert Fleißig (2. Vorsitzender), Wallenhorst

Heft 16 / Juli 2026

Inhaltsverzeichnis:

- S. 1: Vorwort
- S. 2: Strom, Licht und Orientierung
- S. 17: Wasser im Bunker
- S. 18: Bunkertür und Splitterschutz

Vorwort

Das vorliegende Mitteilungsblatt befasst sich mit einer möglichen technischen Ausstattung des Gertrudenberger Loches als Luftschutzbunker während des Zweiten Weltkriegs.

Beginnend mit dem historischen Kontext und unter Einbeziehung der psychologischen Situation der Schutzsuchenden ist der Beitrag „Strom, Licht und Orientierung“ ein erster Versuch einer Rekonstruktion der komplexen elektrischen Infrastruktur, die eine konstante Beleuchtung sicherstellen sollte.

Bei Stromausfällen spielte die Leuchtfarbe „Lumogen F grün“ eine wichtige Rolle im weit verzweigten unterirdischen System.

Obwohl auch die Versorgung mit Wasser für Luftschutz-Bunker verpflichtend war, wurden bislang keine Hinweise auf derartige Versorgungsanlagen gefunden. Oder spielte diesbezüglich der Brunnen eine wichtige Rolle?

Abschließend dokumentiert der Text die baulichen Schutzmaßnahmen gegen Bombensplitter.

Horst Grebing

Strom, Licht und Orientierung

1. Einleitung

Im Herbst 1939 wurden auf Initiative von Wilhelm („Willy“) Karl Ernst Münzer, Kreisleiter des Stadtkreises Osnabrück der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), erste Arbeiten zur Erschließung des Gertrudenberger Loches und zum Ausbau eines Teiles dessen zum öffentlichen Sammelschutzraum aufgenommen. Die Arbeiten wurden von dem Rutenmeister und Architekten Heinrich Margraf geleitet; dieser betrieb in der Osnabrücker Schillerstraße 24A ein Bau- und Siedlungs-Büro.

Ebenfalls sollten die Arbeiten von Heinrich Margraf der Erforschung altgermanischen Ursprüngen dienen.

Erst nach Ausräumung bzw. Umlagerung von Abraum wurden einzelne Bereiche wieder zugänglich gemacht, darunter auch die Wiederverbindung des nördlichen und südlichen Teils des Gertrudenberger Loches; dieser Bereich war während der Bierkellernutzung nach Aussprengungen von Räumlichkeiten und Vertiefungen des Brunnens mit Abraum verfüllt worden. Die Stadt Osnabrück finanzierte diese Arbeiten mit 2.846,55 Reichsmark, worin auch ein Honorar für Heinrich Margraf i. H. v. 2.435,04 Reichsmark enthalten war.

Kriegswirren beendeten vorerst den weiteren Ausbau des Gertrudenberger Loches als Luftschutzbunker.

Am 23. Juni 1940 fielen die ersten Bomben auf Osnabrück – ab diesem Jahr wurde das Gertrudenberger Loch offiziell als Luftschutzraum geführt. Am 10. Oktober 1940 wurde durch das „Luftschutz-Sofortprogramm“, unterzeichnet von Adolf Hitler, der Bau von Luftschutzbauten angeordnet.

Im dem Sofortprogramm hieß es u. a.:

„4. Neu zu errichtende öffentliche Luftschutzräume sind bombensicher zu bauen, die vorhandenen öffentlichen Luftschutzräume sind – soweit möglich – auf Bombensicherheit zu verstärken.“

Und weiter: *„10. Zur Durchführung dieser kriegswichtigen Aufgaben sind die notwendigen Bauarbeiter, Baustoffe und Transportmittel bereitzustellen.“*

Der Reichsminister für Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Hermann Göring, ergänzte am 13. Oktober 1940 in einem geheimen Erlass die grundsätzlichen Weisungen:

„In den Luftschutzorten: (...) Osnabrück (...) sind mit sofortiger Wirkung – zum Teil abweichend von den bisherigen Regelungen – nachstehende Maßnahmen [u. a. Bau von Luftschutzräumen] durchzuführen.“

Göring führte weiter aus:

„Die Kosten der vorgenannten Maßnahmen trägt vorläufig das Reich. Die Kosten sind von den Luftgaukommandos aus Mob-Mitteln [Mobilisierungsmitteln] zu bestreiten. Eine endgültige Regelung der Kostenverteilung bleibt vorbehalten.“ Und:

„Die Durchführung aller (...) Maßnahmen liegt für das Reichsgebiet in den Händen des Generalbevollmächtigten für die Regelung der Bauwirtschaft, Reichsminister Dr.-Ing. [Fritz] Todt, (...). Baumaterialien und Transportmittel sind vom GB Bau [Gebietsbeauftragten Bau] bereitzustellen.“

Osnabrück gehörte zum Luftgaukommando VI – der Sitz des Kommandos befand sich in Münster.

Dazu fanden am 17. und 18. Oktober 1940 in Berlin Besprechungen statt, an denen Vertreter verschiedener Städte teilnahmen, um die Umsetzung dieses Sofortprogramms

zu koordinieren; man kann davon ausgehen, dass unter den anwesenden 400 hohen Kommunalbeamten auch Teilnehmer aus Osnabrück waren.

Ein Teilnehmer aus Osnabrück könnte Fritz Möllmann, geboren am 4. August 1898 in Osnabrück, gewesen sein. Fritz Möllmann war Stadtbaurat in Osnabrück - mit Schreiben vom 1. Oktober 1943 wurde er vom Stadtoberbaurat Ernst Bleckmann zum Leiter der Abteilung Luftschutzbau ernannt.

2. Was empfanden die Schutzsuchenden bei Eintritt in den Luftschutzbunker „Gertrudenberger Loch“?

Etwa 10 bis 15 Minuten vor dem Anflug feindlicher Flieger ertönte die Öffentliche Luftwarnung (Voralarm) – unverzüglich musste sich die Bevölkerung in die Schutzräume begeben. Kurze Zeit später erfolgte das auf- und abschwellende Geheul des Voralarms.

Oftmals befanden sich Schutzsuchende beim endgültigen Alarm noch auf den Weg in den Luftschutzbunker – in Taschen wurden Ausweise, Wäsche und Proviant mitgenommen.

In dieser Situation herrschte große Angst unter der Bevölkerung – viele wussten nicht, ob sie diesen Angriff überlebten oder ob ihr Haus anschließend noch stehen würde.

Im Gertrudenberger Loch hatten das Ehepaar Paul Punka sowie ihre Tochter Elfriede, Herr Hans Tietze und ein Herr Höveler den Status als Hilfspolizisten inne und waren für den reibungslosen Ablauf im Gertrudenberger Loch während der Alarmphasen zuständig; jeder Schutzsuchende hatten seinen angestammten Platz.

Des Weiteren wurden die Schutzsuchenden von zwei Schwestern des Deutschen Roten Kreuzes, einem Parteifunktionär und vier Mitgliedern der Hitlerjugend betreut.

Dennoch führten die Enge, die Dunkelheit und die vielen Menschen auf engem Raum zu einem Gefühl der Beklemmung. Das Gefühl des Ausgeliefertseins verstärkte das Gefühl von Unsicherheit und Ohnmacht.

Gleichzeitig entstand aber auch ein starkes Gemeinschaftsgefühl – Menschen halfen sich gegenseitig, beruhigten Kinder oder teilten Essen; diese Solidarität konnte Trost spenden.

So war das Gertrudenberger Loch ein Schutzraum, der körperlich Sicherheit bot, aber die seelische Belastung kaum mindern konnte.

War ein Angriff vorbei, das Leben gerettet und die Wohnung noch bewohnbar, kam große Erleichterung auf. Doch die ständigen Alarme, der Schlafmangel und die psychischen Belastungen führten zu tiefer Erschöpfung.

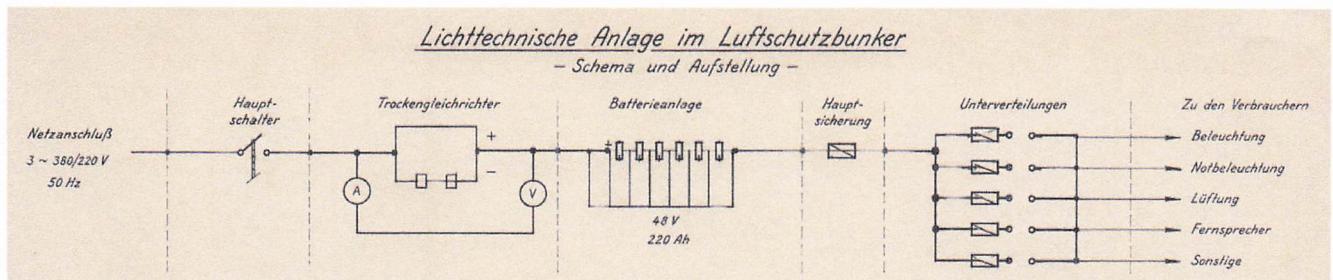
3. Wie muss man sich die Elektrik im Gertrudenberger Loch vorstellen?

„Alle Räume für technische Anlagen sind im Interesse einfachster Bedienung und damit Ersparnis von Bedienungspersonal an einer Stelle des Luftschutz-Bunkers anzuordnen“, so die „Bestimmungen für den Bau von Luftschutzbunkern“ in der Fassung vom Juli 1941, die vom Reichsminister der Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe – Inspektion des Luftschutzes – herausgegeben wurden.



Bestimmungen

Ausgehend von den vorgefundenen Relikten der lichttechnischen Anlage könnte nachfolgende Aufstellung genutzt worden sein:



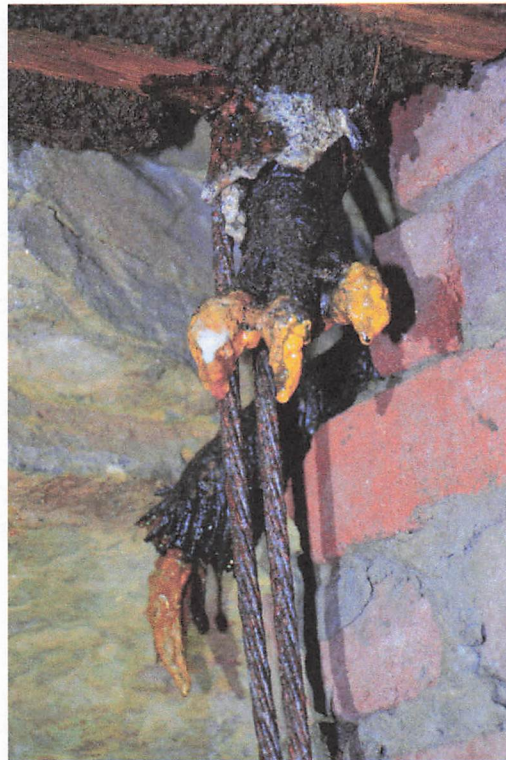
Möglicher Aufbau der lichttechnischen Anlage

Zu den Verbrauchern Lüftung und Fernsprecher konnten keine Hinweise gefunden werden, obgleich auch derartige Einrichtungen vorhanden sein mussten.

a) Wechselstrom von außen

Der Strom gelangte über ein Stromkabel im Bereich der heutigen „Runden Treppenanlage mit Notausstieg“ (Raum 35) in das Gertrudenberger Loch.

Die Lage der Räume können dem nachfolgenden Plan „Lage der Unterverteilungen“ (Seite 10) entnommen werden!



Wechselstrom von außen

Durch massive Korrosion weisen die Kabelstränge extrem starke, gelblich-orangefarbene Krusten und Ausblühungen aufgrund von sehr hoher Luftfeuchtigkeit und mineralhaltigem Sickerwasser auf. Sobald dieses mineralgesättigte Wasser an der Kabeloberfläche mit der Luft in Kontakt kommt, ändert sich das chemische Gleichgewicht, z. B. durch eine CO_2 -Abgabe, und die Mineralien werden als Sinter wieder fest; möglicherweise handelt es sich hier um Ocker, ein Gemisch aus Eisenoxiden (Fe_2O_3) und Eisenhydroxiden ($\text{FeO}(\text{OH}) \cdot n\text{H}_2\text{O}$) aus der Oxidation des Eisens; die Ablagerungen sind ein reines Nachkriegsphänomen.

b) Stromtechnik im Raum 36

An den Seitenwänden des Raumes 36, dem südlichen Zugang vom Einstiegsschacht, befanden sich mehrere Schaltschränke.

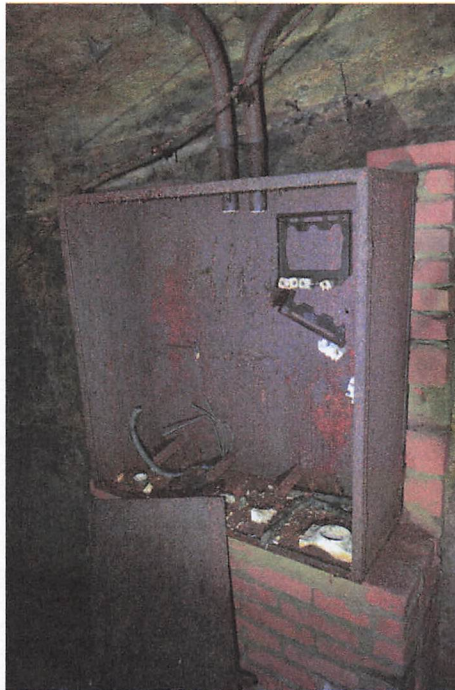


Schaltschränke im Raum 39 (Blickrichtung nach Westen)

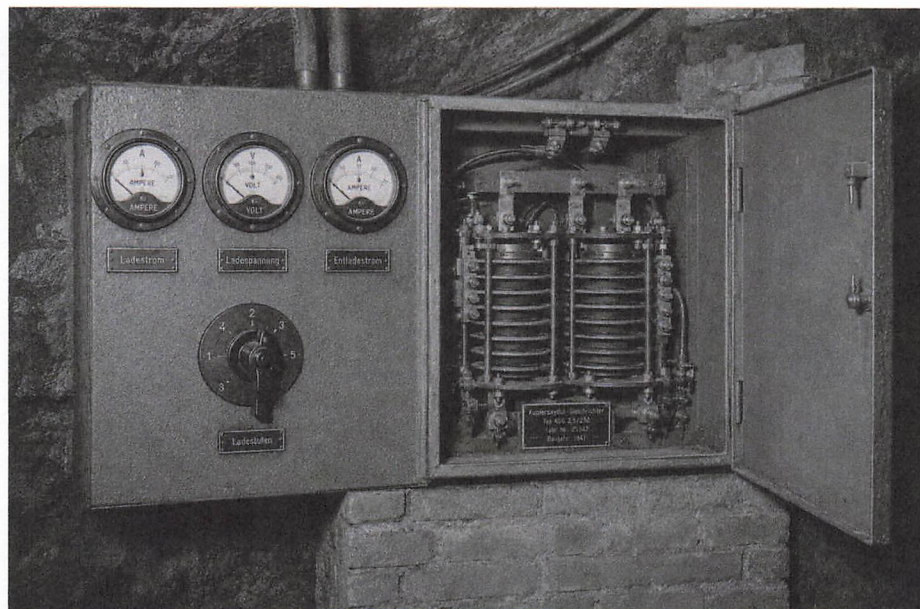
In Blickrichtung des Bildes befand sich wahrscheinlich auf der linken Seite ein Trockengleichrichter (c), dahinter der Zugang zur Batterieanlage (d) und auf der rechten Seite eine Unterverteilung für die Beleuchtung (e).

c) Trockengleichrichter (Kupferoxydul-Gleichrichter)

In einem Blechschrank befand sich möglicherweise ein Trockengleichrichter (Kupferoxydul-Gleichrichter) auf der Basis des halbleitenden Kupfer(I)-oxids. Dieser diente dazu, den von außen eingeleiteten Wechselstrom (AC) von 220 Volt in Gleichstrom (DC) von 110 Volt umzuwandeln.



Schrank für einen möglichen Trockengleichrichter



Trockengleichrichter

Im Innern solcher Gehäuse befanden sich Stapel aus beschichteten Metallscheiben (Gleichrichterplatten) aus Kupferoxid sowie Kühlrippen. Dort wurde aus der sinusförmigen Wechselspannung eine pulsierende Gleichspannung. Durch die Hintereinanderschaltung vieler Platten konnte die Spannungsfestigkeit erhöht werden. Solche Geräte dienten zum Laden von Akkumulatoren.

Das hineinführende Schutzrohr, das von rechts unten in das Gebäude führt, diente dazu, die elektrischen Leitungen vor den feuchten Bedingungen untertage zu schützen.

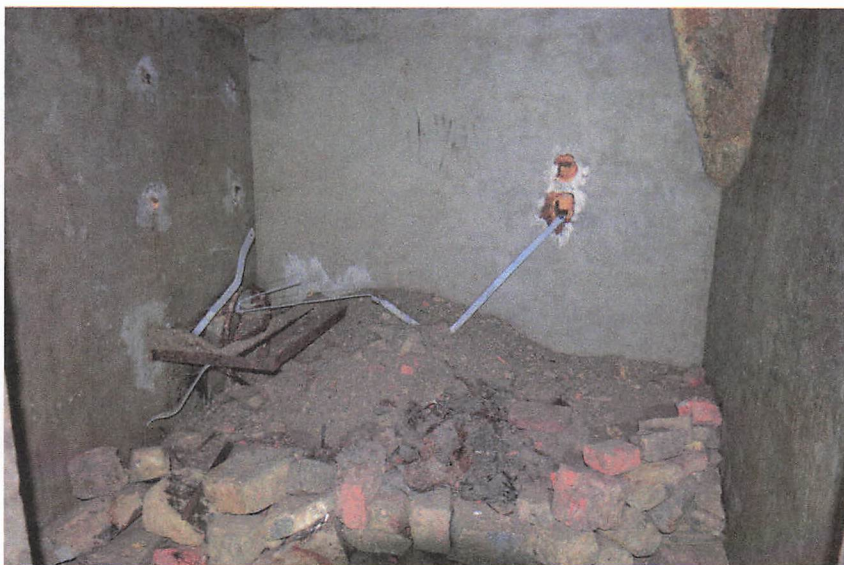
In der Tür befanden sich wahrscheinlich Messgeräte wie Amperemeter, Voltmeter und ein Drehschalter für die Ladestufen.

Der Trockengleichrichter lud ständig die Akkumulatoren nach.

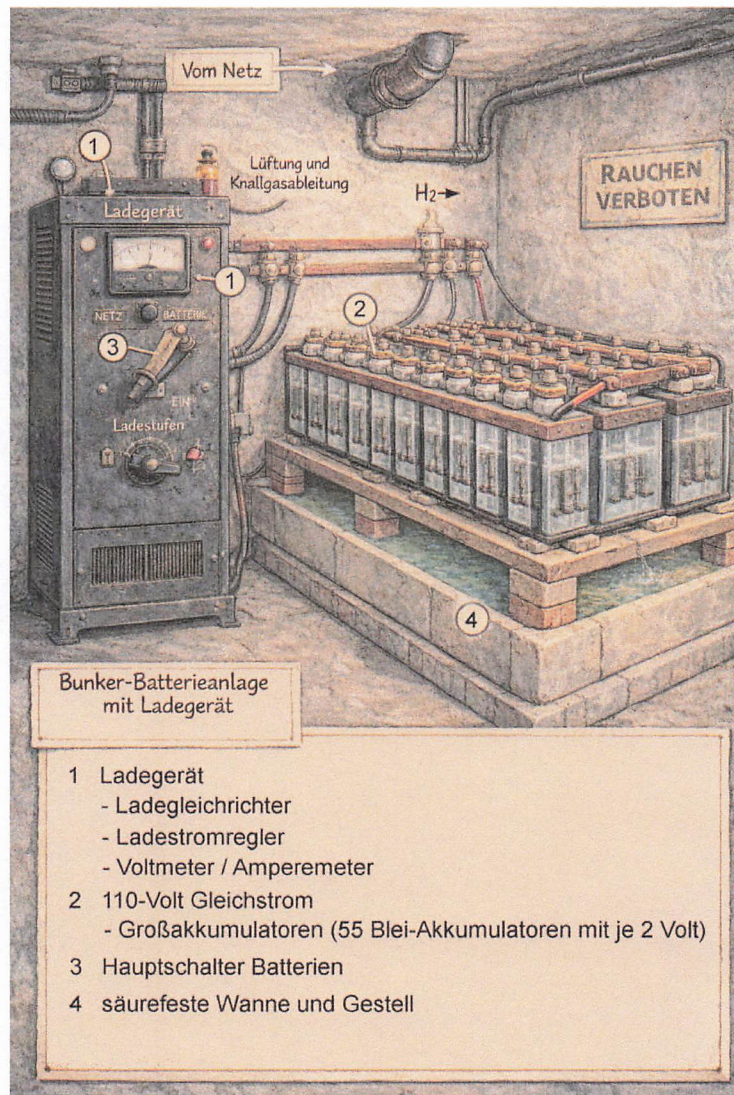
d) Batterieanlage

Wahrscheinlich im westlichen Raum 37 befand sich eine Batterieanlage, um jederzeit eine untertägige Versorgung mit 110 V Gleichstrom zu gewährleisten.

Die Akkumulatoren bestanden aus stationären Großzellen (2 Volt pro Zelle), die in 55 Reihen in Reihe mit massiven Kupferbrücken geschaltet waren und damit 110 Volt Gleichstrom liefern konnten.



Reste des Unterbaus einer Batterieanlage im westlichen Raum 37



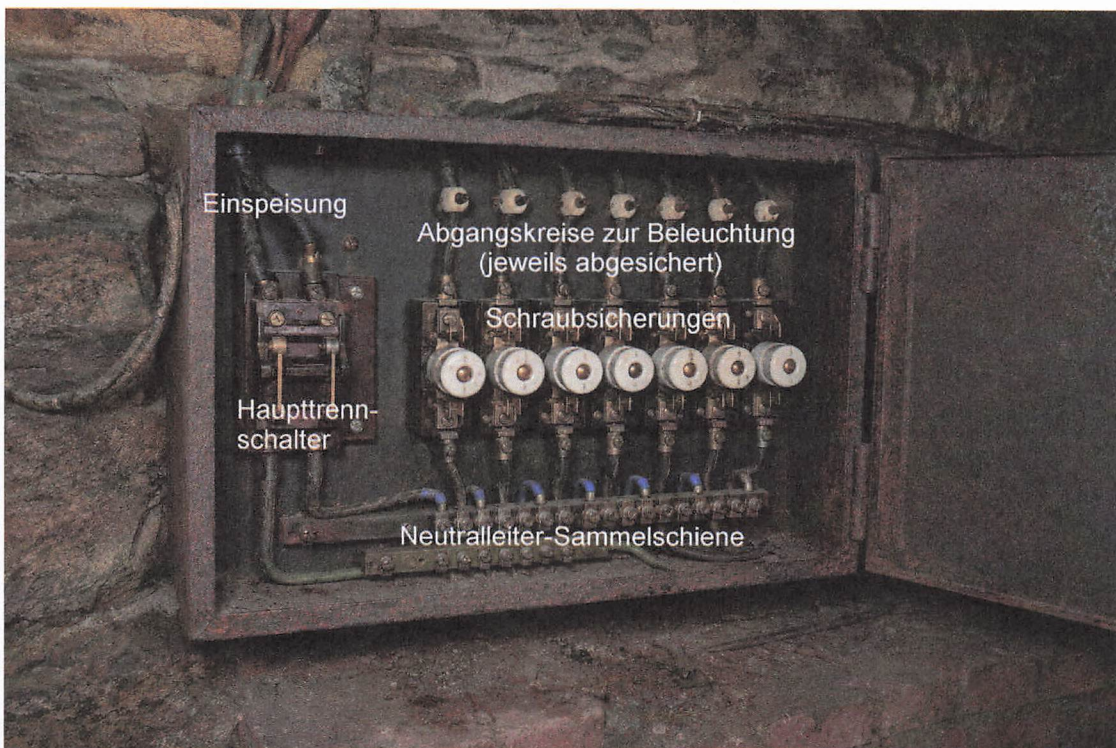
Batterieanlage mit Ladegerät

e) Unterverteilung für die Beleuchtung

Bei dem gegenüberliegenden Schaltschrank im Durchgang 36 könnte es sich um eine Unterverteilung für die Beleuchtung gehandelt haben.



Unterverteilung für die Beleuchtung

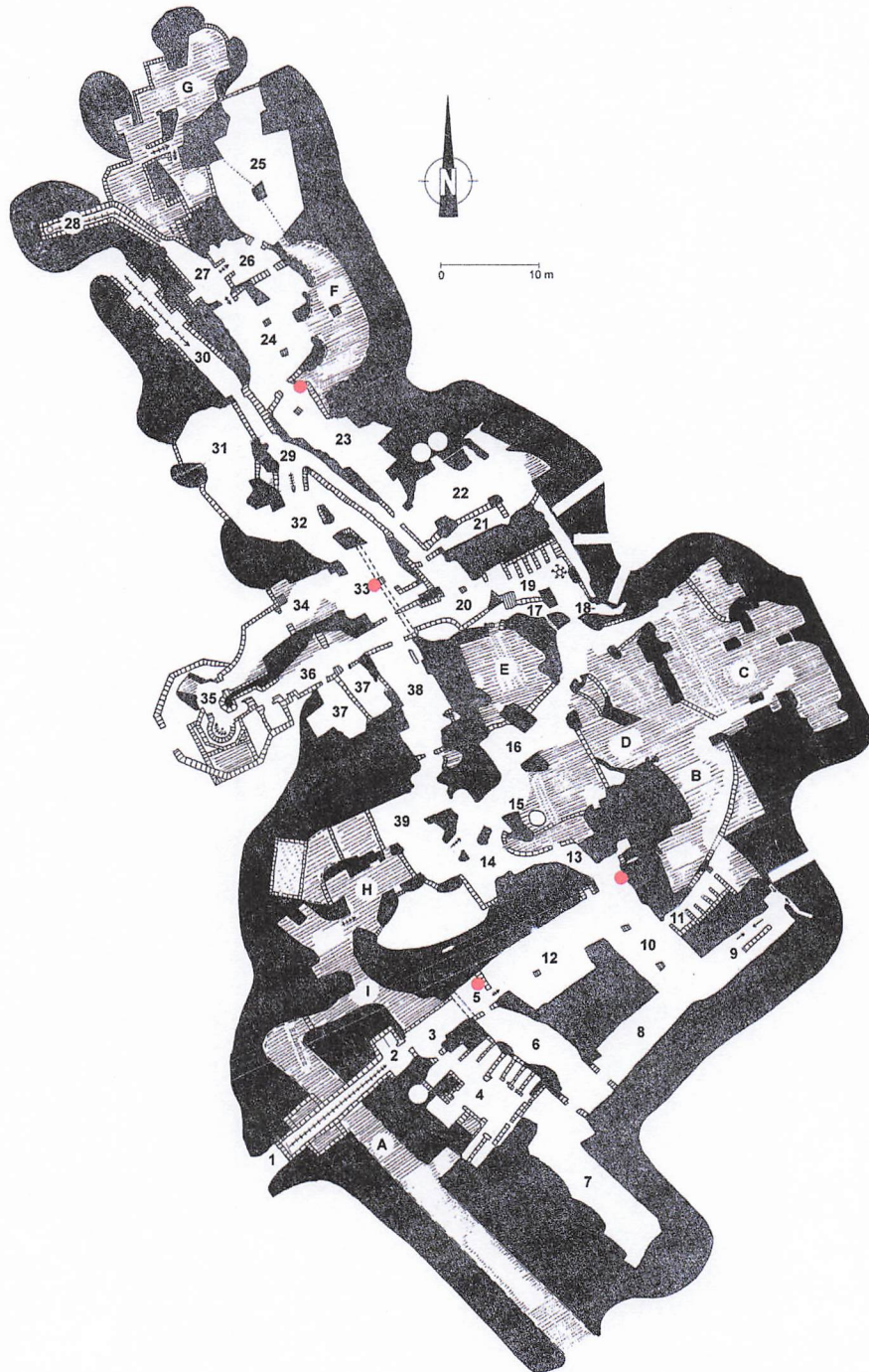


Unterverteilung für die Beleuchtung

Die Rohre deuten darauf hin, dass dort Leitungen geschützt ins Innere geführt wurden, um diese vor äußeren Einflüssen zu schützen. Der gemauerte Sockel, auf dem der Schrank steht, diente dazu, die Anlage vor Bodenfeuchtigkeit zu schützen.

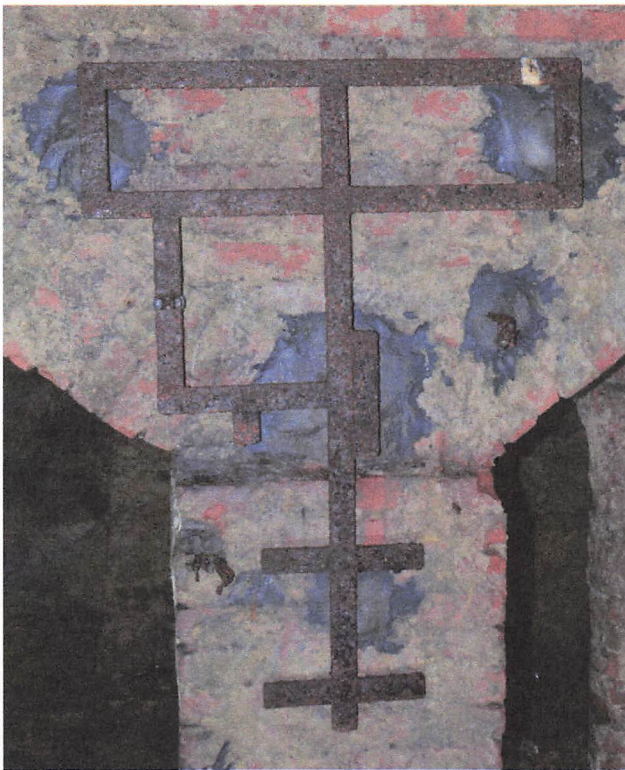
f) Weitere Unterverteilungen

In den Räumen 5 („Kleiner Raum“), 10 („Bierkeller mit zwei gemauerten Säulen“), 23 („Bierkeller der Brauerei Berckemeyer & Schultze“) und 33 („Eingangshalle mit Bögen“) befanden sich weitere Unterverteilungen.

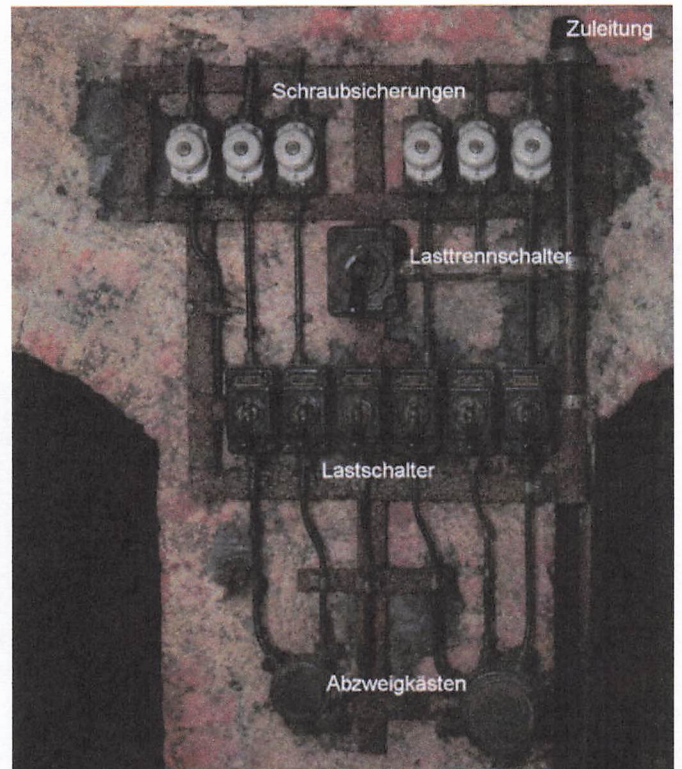


Lage der Unterverteilungen (roter Punkt)

Noch heute befinden sich Gestelle der Unterverteilungen an zuvor benannten Örtlichkeiten.



Gestell einer Unterverteilung im Raum 33

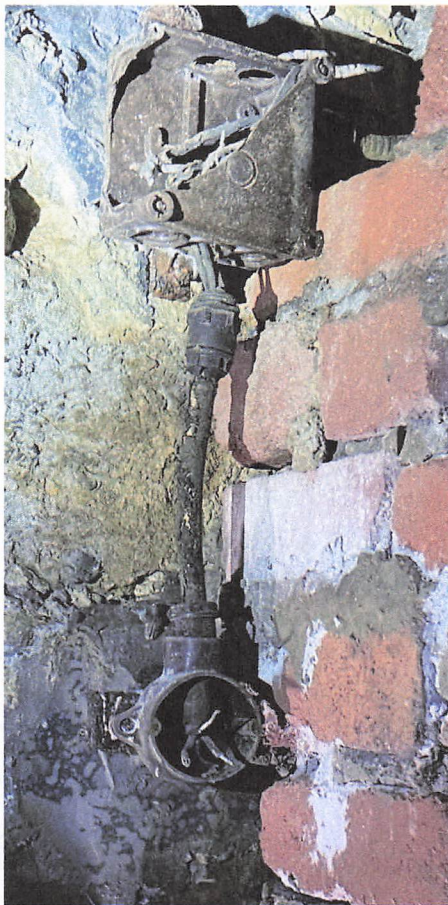


Mögliche Unterverteilung

An der möglichen Unterverteilung befand sich auf der rechten Seite die Zuleitung von der Batterieanlage. Im obersten Bereich könnten sich Diazed-Schraubsicherungen aus Porzellan als Einzelsicherungen für verschiedene Abgänge, z. B. für die Beleuchtung in Haupt- und Nebenbereichen, befunden haben. Mittig möglicherweise ein Lasttrennschalter zum Ein- und Ausschalten der Unterverteilung – darunter Lastschalter für einzelne Verbrauchergruppen (Notbeleuchtung, Kommunikation, Wasserpumpe). Im untersten Bereich Abzweigkästen aus Metallguss für Verbindungen oder Abzweige.

g) Abzweigkästen

An verschiedensten Stellen waren Abzweigdosen angebracht, die dazu dienten, elektrische Leitungen sicher miteinander zu verbinden oder zu verzweigen.



Fundsituation im Raum 22 (links) und möglicher Betrieb (rechts)

Unterhalb einiger Abzweigkästen waren wahrscheinlich Schutzkorb-Leuchten angebracht; die Beleuchtung war gedämpft, um nicht zu blenden und Strom zu sparen.

h) Tragseile für Beleuchtungsleitungen



Tragseil für Beleuchtungsleitungen



Leitungen für Beleuchtung

An einem Stahlseil, welches zwischen zwei Halterungen aus Eisen gespannt war, hingen Isolatoren aus Bakelit oder Porzellan. An den Isolatoren waren Metallklammern befestigt, an denen die Stromleitung hing. Damit war eine Trennung zwischen dem Stahlseil und der stromführenden Leitung gewährleistet.

i) Lampenfassungen

Mancherorts wurden Lampen mittels Metallhalterungen direkt an der Wand angebracht. Die Fassungen bestanden aus Porzellan, das aufgrund seiner isolierenden Eigenschaften und Beständigkeit gegen Feuchtigkeit verwendet wurde.

Zum Schutz der Glühlampen erhielten diese wahrscheinlich eine Glasglocke mit einem Schutzkorb.



**Lampenfassung,
Raum 24**



Schutzkorb-Leuchte



Mögliche untertägige Ansicht

j) Handlampen

In verschiedenen Räumen finden sich Halterungen für tragbare Gleichstrom-Handlampen mit direktem Ladeanschluss.



Mögliches Ladegestell für Bunker-Handlampen



Bunker-Handlampe im Ladegestell

Oberhalb der mobilen Bunker-Handlampe befand sich eine metallene Schutzhaube, um die Handlampe vor Feuchtigkeit zu schützen.

Derartige Handlampen waren vorgeschrieben, um bei kompletter Dunkelheit sofort wieder Licht zu haben.

4. Und was passiert, wenn doch einmal das gesamte Licht ausfällt?

Vom 06. bis 19. Mai 1939 fand in Wien auf dem Messegelände am Rotundengelände im Prater die „Große Deutsche Luftschutz-Ausstellung“ statt. Sie diente u. a. der Präsentation von Ausrüstungen für Luftschutzräume, darunter auch von Leuchtfarben.

Die Zeitung „Wiener Beobachter“, Ausgabe vom 9. Mai 1939, ein tägliches Beiblatt zum „Völkischen Beobachter“, erwähnte in dem Beitrag „Chemie im Dienste des Luftschutzes“: *„Von großer Bedeutung sind auch die zum Zwecke der Notbeleuchtung geschaffenen Leuchtfarben. Es sind das chemische Substanzen, die die Eigenschaft besitzen, Tages- oder künstliches Licht aufzusaugen und bis zu einer Nachleuchtedauer von 16 Stunden auszustrahlen“.*

Und weiter: *„Ein Heer von Chemikern im Laboratorium und im Betrieb ist am Werk, um eine weitere Entwicklung der Luftschutzchemie zu garantieren.“*

Tatsächlich waren zu diesem Zeitpunkt in der praktischen Anwendung vor allem zwei Varianten bekannt:

- die radioaktiven Leuchtstoffe, die zwar selbständig leuchteten, aber viel zu teuer für den Alltag waren (1 Gramm kostete 150.000 Reichsmark).
- die inaktiven Leuchtstoffe, die nur bei direkter Bestrahlung und nur für kurze Dauer leuchteten.

Schon am 1. Dezember 1939 verbot die „Reichsstelle für Chemie“ die Verwendung radioaktiver Leuchtfarben.

Im Jahr 1940 wurde ein weiterer inaktiver Leuchtstoff vorgestellt – das „Lumogen L“ war ein lumineszierender Leuchtstoff organischer Art, das aus Teerprodukten hergestellt wurde. Die Leuchtkraft wurde jedoch nur bei direkter Bestrahlung aktiviert – ging das Licht aus, erlosch auch die Leuchtkraft, und es wurde dunkel.

Federführend für die Herstellung dieses Leuchtstoffs war die „Interessengemeinschaft Farbenindustrie AG (IG Farben)“.

Weitere Leuchtfarben wurden von der IG Farben entwickelt – die auf anorganischer Grundlage aufgebauten Farbstoffe „Lumogen E“ und „Lumogen Z“, die jedoch in Luftschutzräumen nicht erfolgreich waren.

„Lumogen“ setzt sich aus dem lateinischen Wort „lumen“ für „Licht“ und dem griechischen Wort „gennan“ (γεννάω) für „erzeugen“ zusammen und bedeutet somit „Lichterzeuger“.

Auch die Auergesellschaft entwickelte eine Leuchtfarbe namens „Clarolit“, die aber nur bis zu drei Stunden nachleuchtete.

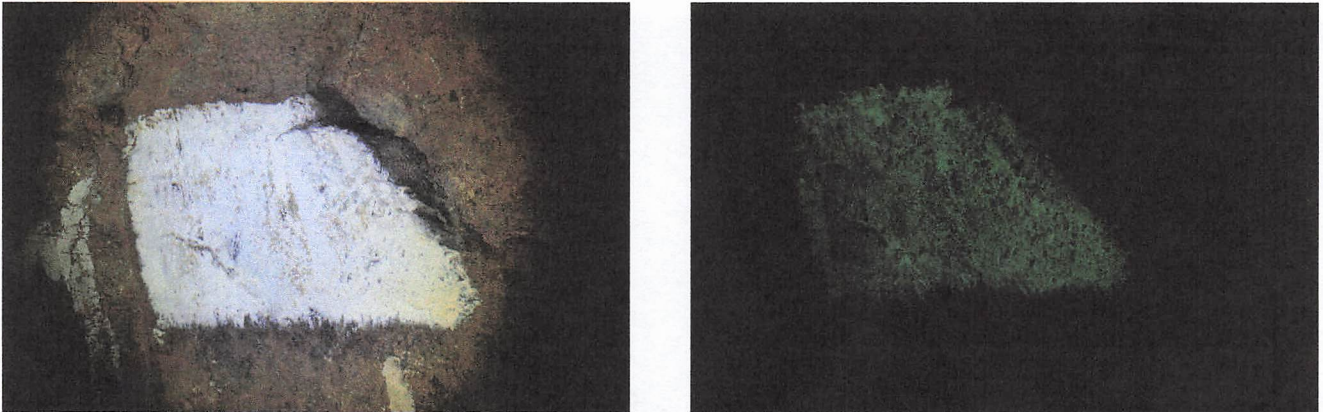
Die im Frühjahr 1940 gegründete Maastrichter Firma „Lichtopoon“ produzierte die Leuchtfarbe „Licht-o-poon“.

Eine Beschreibung von Lumogen lieferte am 11. November 1942 die „Westfälische Tageszeitung“ unter der Überschrift „Wissen Sie schon?“:

„Zur Herstellung von Leuchtfarben werden Kalzium-, Stronthium-, Barium- und Zinksulfide benutzt, die die Eigenschaft haben, Licht zu speichern (zu „phosphoreszieren“). Dem Licht (Sonnen-, Tages- oder Lampenlicht) ausgesetzt, ladet sich ein mit Leuchtfarbe bestrichener Gegenstand auf, um sich später im Dunkeln selbstleuchtend wieder zu entladen. „Lumogen F grün“, die zur Zeit stärkste aller Leuchtfarben, glimmt etwa zehn bis fünfzehn Stunden nach.“

1942 entwickelte die IG Farben das „Lumogen F grün“; es wurde am Standort Ludwigshafen am Rhein unter Mitwirkung von Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen für zahlreiche Markierungen und sämtliche Luftschutzräume produziert.

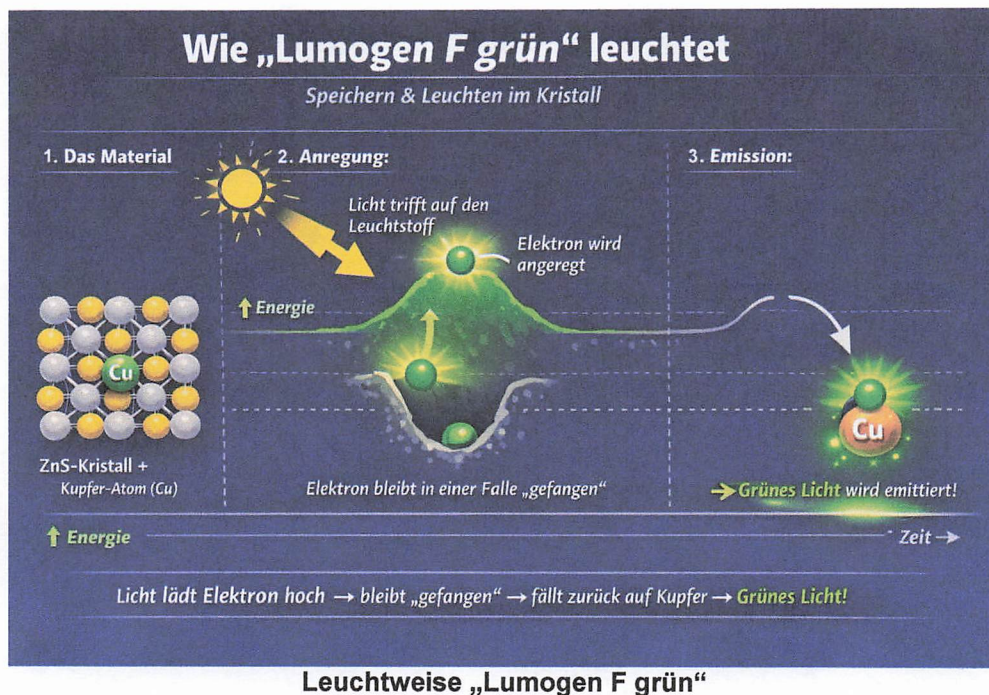
Die Leuchtfarbe „Lumogen F grün“ bestand aus Zinksulfid (ZnS) sowie dem Aktivator Kupfer, die in weißen Farben eingebettet wurden.



Leuchtfarbe "Lumogen F grün" bei Beleuchtung (links) und in Dunkelheit (rechts)

Wenn Licht auf das Material trifft, nimmt ein Elektron diese Energie auf und wird „hochgeladen“. Das Elektron springt auf ein höheres Energieniveau, fällt aber nicht sofort wieder zurück, sondern bleibt in einer Art energetischer Falle „gefangen“. In diesem Zustand wird die Energie im Kristall gespeichert.

Nach einiger Zeit befreit sich das Elektron aus der Falle und fällt zurück auf das Kupfer-Atom. Dabei gibt es die zuvor gespeicherte Energie wieder ab, und zwar in Form von grünem Licht, das wir dann leuchten sehen.



Die grüne Leuchtfarbe war auf den sogenannten Purkinje-Effekt zurückzuführen. Bereits 1825 entdeckte und beschrieb der tschechische Mediziner Johann Evangelist Purkinje (Jan Evangelista Purkyn) die Veränderung der relativen Wahrnehmung farblicher Leuchtkraft und stellte dabei fest, dass bei einer Beleuchtung, gerade an der Bewusstseinsschwelle der Sehnerven, grün die hellste Farbe ist.

In einem Erlass vom 19. Februar 1943 von Hermann Göring, Reichsminister der Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe, wurde angeordnet:

„Die Orientierung in Luftschutzräumen kann für den Fall, daß die elektrische Beleuchtung ausfällt – etwa bei Zerstörung von Stromzuleitungen durch Luftangriffe – und sofern keine andere geeignete Notbeleuchtung vorhanden ist, durch nachleuchtende Leuchtfarbenanstriche oder Leuchtfolien wesentlich unterstützt werden“.

Wie Hermann Göring bekanntgab, bestanden keine Bedenken gegen die Verwendung nachleuchtender Farben, wenn sie mit einem Eignungszeugnis eines staatlichen Materialprüfungsamtes versehen waren.

Zur Anbringung wurde u. a. die Anbringung eines etwa 30 Zentimeter breiten fortlaufenden Streifens in Augenhöhe (im Mittel 1,50 m) in den Luftschutzräumen, die Markierung vorspringender Ecken sowie die beiderseitige Umrandung des oberen Teiles der Zugangstüren mit einem etwa 10 Zentimeter breiten Streifen festgelegt.

Die Kosten dieser Maßnahmen wurden vom Reich getragen.

So setzten sich ab Anfang 1943 die Leuchtfarben gegen weniger geeignete Möglichkeiten, sich bei Dunkelheit zu orientieren, durch.

„Wenn nämlich während des Alarms das elektrische Licht ausgeht, kann Beunruhigung eintreten, sobald Ausgänge, Stützen und Fluchtweg nicht mehr sichtbar sind“, so die Aussage in dem Beitrag „Noch größere Sicherheit im Luftschutzraum“ in der Oberdonau-Zeitung in der Ausgabe vom 1. Dezember 1944.

Herzlichen Dank an Thomas Keplinger, Wien, für Hinweise aus seinem detailhistorischen Forschungs- und Dokumentationsprojekt „Worte im Dunkel“ (<https://www.worteimdunkel.at>; abgerufen am 08.05.2026)!

5. Situation nach dem 2. Weltkrieg

Die Zugänge zum Gertrudenberger Loch wurden unmittelbar nach Ende des 2. Weltkrieges auf Befehl der britischen Militärregierung zugesprengt.

Am 27. Februar 1966 wurde wieder ein Zugang zum Gertrudenberger Loch durch englische Pioniere freigelegt.

Erstmals wurde dann am 13. April 1967 das Gertrudenberger Loch durch einen Bergingenieur der Oberfinanzdirektion Münster und einem Vertreter des seinerzeitigen Staatshochbauamtes Osnabrück befahren und bergbaufachlich begutachtet.

In diesem „Reisebericht“ sowie den nachfolgenden „Bergtechnischen Gutachten“ und „Baufachlichen Gutachten“ wurden die elektrischen Einbauten nicht erwähnt.

Aus diesem Grunde kann davon ausgegangen sein, dass die elektrischen Anlagen bereits unmittelbar nach Ende des 2. Weltkrieges ausgebaut wurden.

Horst Grebing

Wasser im Bunker

In Heft 4 der „Bestimmungen für den Bau von Luftschutz-Bunkern“ unter dem Thema „Wasserversorgung und Entwässerung“ in der Fassung vom Juli 1941 war im ersten Abschnitt festgelegt:

„Alle Luftschutz-Bunker für die Zivilbevölkerung sind mit Trink- und Brauchwasser zu versorgen. (...) Die Versorgung erfolgt (...) bei Luftschutz-Bunkern des Selbstschutzes mit mehr als 300 planmäßigen Schutzplätzen durch Anschluß an das öffentliche Versorgungsnetz und zusätzlich eigene Brunnenanlage (...), soweit dem nicht erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen.“

Bislang konnten keine Hinweise auf eine Versorgung mit Wasser aus dem öffentlichen Versorgungsnetz gefunden werden.

Der das Gertrudenberger Loch durchteufende Brunnen hatte nach einer Vertiefung im Jahr 1866 durch den Bierbrauer Martin Richter eine Endteufe von 64 Metern – 1932 wurde der Brunnen vom späteren Eigentümer Willy-Ernst Muess wegen Unfallgefahr verfüllt.

Auch in diesem Fall konnten keine Hinweise auf die Nutzung von Brunnenwasser während des 2. Weltkrieges gefunden werden.

Auch waren Luftschutzbunker – soweit möglich – an das vorhandene Abwasserkanalnetz anzuschließen.

Im Gertrudenberger Loch wurden „Streuklosetts“ der Torfit-Werke G.[ustav] A.[dolf] Haseke & Co. aus Bremen-Hemelingen genutzt, bei denen mit Torf gearbeitet wurde und die ohne Wasser auskamen.

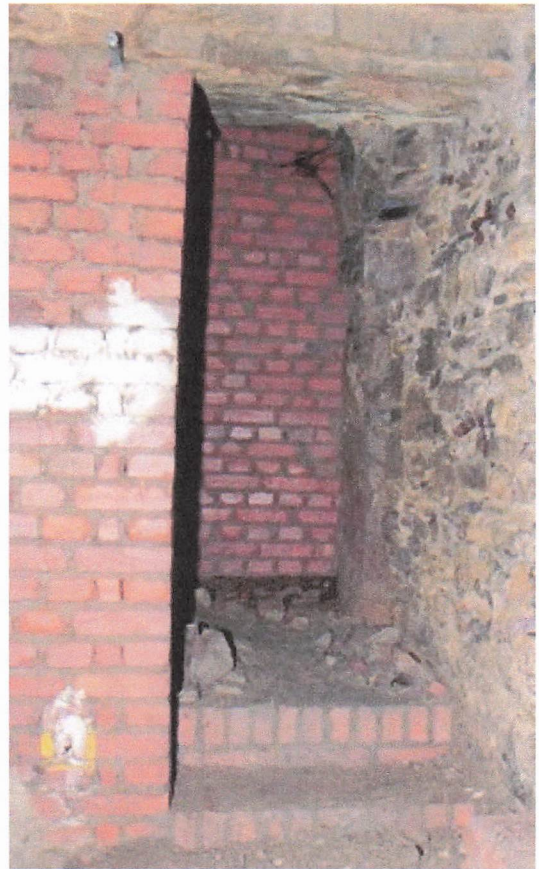
Horst Grebing

Bunkertür und Splitterschutz

Zum westlichen Ende des Raumes 36 („Südlicher Zugang zum Einstiegsschacht“) gelangt man durch eine Bunkertür, die sich an einem Gangknick befindet, der als Splitterschutz diente.



Bunkertür



Splitterschutz

Die Bunkertür besteht aus Stahl und verfügte über schwere Hebel, durch die massive Stahlbolzen in die Wand getrieben wurden. Diese pressten die Tür fest in den Rahmen, um den Druck einer Explosion standzuhalten und die Insassen vor Giftgas zu schützen.

Der Splitterschutz diente dazu, das Leben der Menschen vor umherfliegenden Trümmerteilen und vor gefährlichen Bombensplintern zu schützen.

Dazu wurde der Zugang nicht geradeaus gebaut, sondern der Gang wurde rechtwinklig abgewinkelt.

Horst Grebing